



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Anders, Fritz: Skizzen aus unserm heutigen Volksleben : neue Folge : 12.  
Der alte Gottlieb

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Fremdenbeaufsichtigung voranging. Der Beamte, der mir meine Papiere wieder einhändigte, war auch mit einer so revolutionären Maßregel durchaus nicht einverstanden. Als ob ich sie verschuldet hätte, knurrte er mich an: Wird bald wieder eingeführt werden. Im allgemeinen jedoch kann ich bestätigen, daß die Beamten der öffentlichen Sicherheit in Österreich ihre Verordnungen nicht so kleinlich bürokratisch handhabten wie ihre preußischen Kollegen, wogegen sich das untere Personal, meistens durch tschechisches Deutsch ausgezeichnet, einer Kurzangebundenheit befleißigte, die gar nicht „zum Entzücken“ war.



## Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Neue Folge

### 12. Der alte Gottlieb



aß der alte Gottlieb auch einmal jung gewesen sei, dessen konnte sich keiner erinnern mit Ausnahme der alten Brand-Rose, die ihn in ihrer Jugend gut genug gekannt hat. Später geborne Geschlechter kennen ihn nur unter dem Namen „der alte Gottlieb“ und wissen von ihm aus der Zeit, ehe er der alte Gottlieb wurde, soviel wie nichts. Aber er ist auch einmal jung gewesen. Da war er ein hübscher rotbäckiger Junge mit weißblondem, krausem Haar. Und sein Spielgenosse war Kuhhirtz Röschen. Die beiden Kinder pflegten neben einander auf dem alten Brunnenrohre vor der Schmiede zu sitzen, sich Geschichten zu erzählen und Vater und Mutter zu spielen. Gottlieb gab als ein guter Vater seinem Röschen die Hälfte seines Wurstbrottes, und es reichte ja für beide, denn Gottliebs Mutter pflegte ihren Einzigen mit sehr großen Wurstbrotten auszurüsten.

Du Dummerjan, sagte seine Mutter, als sie einmal dazu kam, wie Gottlieb die Hälfte seines Frühstückes weggab, das kannst du doch selber essen.

Gottlieb sah seine Mutter verwundert an. Warum sollte er denn das ganze Frühstück selber essen, wenn er satt war? Aber er hütete sich wohl, es die Mutter sehen zu lassen, wenn er seinem Röschen etwas abgab. Als die Mutter ihn doch einmal bei seiner Mißherzigkeit überraschte, schlug sie Röschen das schöne Wurstbrot aus der Hand und rief zornig: Du Dummerjan, wer weggiebt, was er selber essen kann, der wird ein Bettelmann. Das machte Eindruck. Nach einiger Zeit machte er die Erfahrung, daß man immer noch etwas essen könne, wenn man auch schon satt sei, und daraus ergab sich die Lebensregel, niemals etwas wegzugeben, wenn man nicht ganz satt sei. Und darin hat es Gottlieb mit Hilfe seiner lieben Mutter — sein Vater war eine alte Schlafmütze, die nicht weiter in Betracht kam — zu einer erstaunlichen Meisterschaft gebracht. Als er erst in die Schule gekommen war, hat es sich nie wieder ereignet, daß er sein Frühstück weggegeben hätte.

Er war ein kleiner kluger Junge. Der Lehrer hat ihn immer vor den andern gelobt, und er ist mehrere Jahre lang Erster in der Schule gewesen. Rechnen war seine besondere Gabe, aber auch in Lesen und Religion leistete er seine Sache. Als er konfirmiert und mit einem besonders schönen Spruche entlassen wurde, sah sich Gottlieb den Thaler, den er für den Herrn Pastor auf den Teller legen sollte, mit nachdenklicher Miene an. Er kam ihm vor wie eine Scheibe Leberwurst, und die alte Lebensregel tauchte in seinem Gedächtnisse auf: Du Dummerjan, das kannst du doch selber essen. Worauf er den Thaler in die Tasche steckte und ein Fünfgroschenstück auf den Teller legte.

Als er erwachsen war, war er der schmuckste Bursche im Dorfe, er hatte die dickste Pelzmütze, die schönste Pfeife und immer Geld in der Tasche, mit dem er gern kimperte, das er aber auch nicht sparte, wenn er sich selbst etwas Gutes erweisen wollte. Aber bei den Mädchen war er nicht wohl gelitten, wenigstens nicht bei denen, an deren Wohlwollen ihm gelegen gewesen wäre. Und die andern, die sich an ihn heranmachten des schönen Hofes wegen, die mochte er nicht. So dumm! sagte er zu sich, die wollen doch bloß mit essen.

Die Freundschaft mit Kuhhirts Nöschen war nicht gänzlich gelöst. Vielmehr lebte sie, als Nöschen ein hübsches, großes Mädchen geworden war, wieder auf, nahm eine sehr ernste Gestalt an und hätte beinahe dahin geführt, daß Gottlieb Nöschen heiratete. Aber seine kluge Mutter wollte es durchaus nicht. Sie rechnete ihrem Gottlieb vor, wenn er die Nöse jetzt mit ein paar hundert Thaler abfinde, so mache er immer noch ein gutes Geschäft, denn er bleibe frei und könne ganz gut ein Mädchen mit fünfzig Morgen Land kriegen. Das leuchtete Gottlieben ein. Er ließ sein Nöschen sitzen, zahlte zweihundert Thaler und blieb frei. Nöschen schrie zum Erbarmen, aber ins Wasser ist sie nicht gegangen, sondern hat trotz alledem noch einen braven Mann gekriegt. Und ihr Enkelsohn ist sogar Schulmeister geworden. Das sieht sie mit gerührtem Herzen als eine Entschädigung an, die ihr der liebe Gott dafür zahlt, daß sie von ihrem Gottlieb so schlecht behandelt worden ist.

Gottlieb also war frei geblieben und stolzierte, die Hände in den Taschen, manches Jahr umher und beschaute sich die Mädchen, die gut genug für ihn sein konnten, und machte mehr wie einmal Anstalt, einen Goldfisch für sich zu ergattern. Aber die Sache kam nicht über die Anfänge hinaus, denn die Goldfische dachten genau so wie er, und Gottliebs Hof mit dreißig Morgen Land war ihnen zu wenig. Nun, er hatte es ja auch nicht eilig. Seine Mutter besorgte ihm die Wirtschaft, er begnügte sich mit flüchtigen Neigungen, die keine Konsequenzen hatten, und dünkte sich als Unverheirateter unmenschlich klug, wenn er sah, wie sich andre für Weib und Kinder plagen mußten, während ihm nichts abging. Sein Nachbar, der Rote-Hof-Bauer mit seinen sieben Kindern, was mußte der sich das ganze Jahr hindurch abraubern, und wie viel blieb von seinem Verdienste für ihn selbst übrig?

Du Dummerjan, sagte Gottlieb zu ihm, wenn du wärst wie ich, dann könntest du es gut haben. Was hast du nun mit deinen sieben Kindern?

Gottlieb, antwortete der Rote-Hof-Bauer, du redest, wie du es verstehst. Der Herr Pastor, als er mein siebentes taufte, sagte, Otto, sagte er, der Mensch lebt nicht von Brot allein.

Na ja, meinte Gottlieb, man will doch auch seinen Backen Wurst dazu haben.

So redest du, ich bin aber schon mit dem Brote allein zufrieden, wenns nur

für die sieben reicht. Nicht wahr, Dörchen? Damit strich er seinem kleinen Mädchen, das neben ihm stand, über das Strohdach.

Mm, sagte Dörchen und biß vergnügt in ihr Stück Salzbrod.

Na ja, meinte Gottlieb, als er über die Sache weiter nachdachte, jeder, wie ers haben will. Da ist zum Beispiel Schlenker-Karl. Wie der seine Karoline heiratete, da stellten sie sich alle an, als sollte jetzt das Paradies auf Erden losgehn. Was hat er nun? Die Frau krank, die Kinder krank, den Doktor im Hause das ganze Jahr lang, und die Base im Hause, und außerdem noch die Mairn zur Pflege. Das kommt und geht, und keinen Tag ist Ruhe. Und was kostet das alles! Bei mir geht kein Mensch aus und ein, und der Doktor und der Apotheker könnten meinerwegen verhungern. Und Schwalber-August, wie weit wird ders bringen? Den kennt man kaum noch. Wenn die Kinder halbwegs ran sind, dann ist er fertig. Dann sitzt er als alter Mann hinter dem Ofen, oder sie tragen ihn hinaus auf den Gottesacker. So dumm! Da habe ichs doch besser. — Und wirklich, unserm Gottlieb ging nichts ab, er hatte immer einen Thaler Geld in der Tasche, wofür er sich eine Güte thun konnte, er machte sich keine Sorgen, that seine Arbeit und hatte abends die schönste Zeit, Bücher zu lesen und zu erfahren, wie es in der Welt aussieht, und was sie in die Bücher schreiben.

So vergingen viele Jahre. Die Mutter war gestorben; Gottlieb wirtschaftete mit fremden Leuten und erlebte manchen Ärger. Wo er die Augen nicht hatte, und er konnte sie doch nicht überall haben, wurde gebummelt oder gestohlen. Es war auf keinen Menschen Verlaß. So dumm! sagte Gottlieb zu sich selbst, was soll ich mich denn ärgern? Ich verpachte meinen Acker, dann bringt er mir immer noch so viel, daß ich davon leben kann, und ich brauche nichts zu thun, als was mir Spaß macht.

Gut, Gottlieb verpachtete seinen Acker und wurde Rentier. Er trug von jetzt an einen städtischen Hut und städtischen Rock, ging spazieren, wenn andre Leute arbeiteten, und reiste in der Welt umher. Wo irgend etwas los war, ein Viehmarkt, eine Auktion, ein Schützenfest, da war auch Gottlieb zu sehen. Sogar in Berlin und Hamburg ist er gewesen. Dabei wurde er immer klüger. Wenn er des Abends in der Schenke unter seinesgleichen saß, so langweilte es ihn, wenn diese ihre endlosen Geschichten spannen, die darauf hinauskiefen, daß dieser der Better von jenem, und jener der Schwager von noch einem andern sei, und daß dieses Paar Pferde so und so viel gekostet habe, und daß damals der Hammel oder das Kalb so und so viel wert gewesen sei. Wenn er nun seinerseits von Berlin oder Hamburg zu sprechen anfing, so ging niemand darauf ein, und es dauerte nicht lange, so war man wieder bei dem bewußten Hammel. Und hinter seinem Rücken sagten sie — er merkte es wohl —, bei Gottlieben sitzt eine Schraube falsch; aber das kommt davon, wenn man nichts thut. Gottlieb suchte also gebildete Unterhaltung beim Herrn Pastor und dem Herrn Kantor. Besonders mußte der Herr Pastor herhalten. Gottlieb kam mit der langen Pfeife und setzte sich ein paar Stunden hin, er hatte ja Zeit genug, und führte ein gebildetes Gespräch. Wenn eins der Kinder kam und die Kunde brachte, Gottlieb stehe am Hofthore, so entrüstete sich die Frau Pastorin über diesen gräßlichen Kerl von Gottlieb, der dem lieben Gott reinweg die Zeit stehle, und die Kinder ließen die Ohren hängen, denn jetzt galt es, ein paar Stunden Ruhe halten, bis die gebildete Unterhaltung vorüber war. Und der Herr Pastor schlug seufzend die Kirchenzeitung zu, in der er gerade las. Hinterher war der Herr Pastor allemal halb tot vor Ungebuld und Langerweile.

Gottlieb sagte sich, daß er, wenn er des Herrn Pastor Zeit so stark in Anspruch nehme, auch seinerseits etwas leisten müßte. Und so brachte er für die Kinder kleine Geschenke mit, Figürchen aus Porzellan, Pfauen und Hirsche aus Glas geblasen und sonstige Kuriositäten, die er auf seinen Reisen in den Nachbarstädten zusammengekauft hatte, oder er ging mit den Kindern in den Garten und schüttelte die Bäume und ließ Bonbons und andre schöne Sachen herabfallen. Das war denn doch etwas, und die Kinder lernten sich mit Vetter Gottlieb befreundeten. Nach einiger Zeit hörten die Spenden auf, sei es, daß Gottlieb vergessen hatte, Geschenke mitzubringen, sei es, daß er mißtrauisch besorgte, es könnte aus den Gaben eine Gerechtfame werden. Das nahm aber Pastors Jüngster sehr übel, und da er nicht gerade an Schüchternheit litt, so stellte er sich, als Vetter Gottlieb einmal wieder schon um Locke drei angerückt kam, ihm breitbeinig gegenüber und sagte: Du kommst wieder nach Hause gehn. Vater liegt auf dem Sofa und ist für dich krank. Und Bäume geschüttelt hast du auch lange nicht. — Da keiner dem Vetter Gottlieb zu Hilfe kam, so mußte er richtig wieder abziehen, worauf drei Kinderköpfe ihm triumphierend nachschauten. Gottlieb aber stand draußen vor dem Hofthore, strich sich nachdenklich über die Barstoppel und sagte zu sich: Es ist doch merkwürdig, daß man nichts in der Welt ohne Bezahlung haben kann, nicht einmal eine gebildete Unterhaltung. — Daß man das beste in der Welt überhaupt nicht für Geld haben kann, zu dieser Erkenntnis war er noch nicht gekommen, so klug er auch war.

Wieder verging eine Reihe von Jahren. Aus dem Vetter Gottlieb war der alte Gottlieb geworden, und dabei war er immer noch klüger geworden. Er sagte sich, daß seine Pacht doch nur knapp zureiche, und wenn er stirbe, dann bliebe das schöne Gut für andre übrig. Das wäre doch gerade so, als wenn er die Suppe löffle und das Fleisch weiter gebe. Das Fleisch könnte er doch auch bei seinen Lebzeiten verzehren. Und das ließ sich ja ganz leicht machen. Er brauchte ja nur seinen Hof wegzugeben und sich ein gutes Leibgedinge auszumachen, Wohnung, Verpflegung und einen hübschen Thaler Geld, dann hatte er alles, was er brauchte, er saß bis an sein Lebensende hübsch warm, und wenn er starb, so hatte er seinen Besitz aufgezehrt, und war auch nicht ein Krümchen mehr übrig. Dieser letzte Gedanke erfreute ihn ganz besonders. Wenn dann die lieben Verwandten kämen und erben wollten, und es sei auch nicht ein Groschen mehr da, die Gesichter hätte er sehen mögen. Diesen Gedanken also erwog er reichlich, sagte aber keinem Menschen etwas davon, am wenigsten dem Herrn Pastor, denn er hatte das Gefühl, daß man ihm abreden werde, und er wollte sich die Sache nicht abreden lassen. Nach einiger Zeit hatte er auch jemand gefunden, der das Geschäft machen wollte, den Niedmüller, der seine Pacht aufgeben mußte und so die Möglichkeit hatte, nicht allein unterzukommen, sondern auch ein Eigentum zu erwerben. Man ging in die Stadt zum Advokaten und aufs Gericht und machte die Sache richtig. Es wurde aufs genaueste festgestellt, was der Niedmüller bis zum achtzigsten Jahre Gottliebs zu leisten habe, und das wurde in aller Form als Last auf das Grundstück eingetragen. Eines schönen Tags war alles fix und fertig, und das erstaunte Dorf hatte sich mit der verblüffenden Thatsache abzufinden, daß Gottlieb in die Oberstube und der Niedmüller mit seiner Familie und seinem Kram in Gottliebs Hof zog.

Beide Teile glaubten ein ausgezeichnetes Geschäft gemacht zu haben. Gottlieb konnte in aller Bequemlichkeit seinen Hof verzehren, und der Niedmüller, der freilich eine schwere Last übernommen hatte, mehr als der Hof leisten konnte, sagte: Wie lange wirds denn dauern, dann stirbt Gottlieb, und der Hof ist mein! Aber Gott-

lieb starb nicht, wenn er sich auch mit Vorliebe mit seinem Tode und seinem Begräbnis beschäftigte. Dieses Begräbnis sollte ein Ereignis werden. Die Träger und alle Leidtragenden sollten einen Leichenschmaus erster Klasse haben. Den Kostenanschlag brachte er zu Papier, und den Betrag legte er in der Sparkasse an. Für den Sarg, die Leichenfrau, das Bahrtuch, den Totengräber, das Geläute, den Herrn Pastor zu seiner Rede, für Kuchen, der im Dorfe verschickt werden sollte, für das Denkmal wurden die Kosten erwogen und berechnet, und das Geld wurde in der Sparkasse hinterlegt. Auch ein Lebensbaum sollte aufs Grab gepflanzt werden. Er kaufte einen kleinen Lebensbaum und bat den Herrn Pastor, ob er den Baum nicht einstweilen in seinen Garten pflanzen wollte. Wenn er tot sei, sollte der Baum auf sein Grab gepflanzt werden. Aber Gottlieb starb nicht, und der Lebensbaum wurde ein mächtig großer Baum. Da der Baum nun nicht mehr zu verpflanzen war, so mußte ein neuer angeschafft werden, aber auch der wuchs in die Höhe, und Gottlieb starb nicht.

Inzwischen ging dem Niedmüller die Luft aus. Um seinen Verpflichtungen nachzukommen, mußte er Schulden machen, denn der Hof brachte nicht soviel, als der Niedmüller für sich und Gottlieb brauchte, und die Schulden wuchsen ihm über den Kopf. Der Hof mußte verkauft werden, und da keiner aus dem Dorfe den Mut hatte, gegen die Lebenskraft Gottliebs zu spekulieren, so kam ein wildfremder Mensch hinein, ein gewisser Grashoff aus Landern.

Zuerst war es eine wahre Herrlichkeit mit dem lieben Gottlieb. Man wollte ihm alles zu Liebe thun und alles an den Augen absehen. Gottlieb ließ sich gefallen, aber er starb nicht. Allmählich wurden die Mienen Grashoffs und seiner Frau unfreundlich. Man leistete, was man mußte, aber unpünktlich und mürrisch, zuletzt gönnte man ihm kein gutes Wort mehr. Gottlieb betlagte sich, es half nichts. Wer hätte ihm auch helfen können? Gottlieb wurde fünfundsiebzig, er wurde achtzig Jahre alt und starb nicht.

Was nun? Mit dem achtzigsten Jahre erlosch die Verpflichtung, ihn zu unterhalten. Der kluge Gottlieb hatte sehr klug gerechnet und doch einen Fehler gemacht, der nun nicht mehr zu bessern war; er hatte nicht daran gedacht, daß er älter als achtzig Jahre werden könnte. Grashoff hätte ihn nun auf die Straße setzen können, aber er hatte doch nicht den Mut dazu. Und außerdem hatte ja Gottlieb noch ein Sparkassenbuch in Händen, dessen Inhalt vom Gerüchte weit überschätzt wurde. Aus diesen Gründen behielt er Gottlieb im Hause. Lange konnte es ja nicht mehr dauern. Aber Gottlieb starb nicht; vielmehr fing er an, sein Begräbnis zu verzehren, erst den Leichenstein, dann das Bahrtuch und dann den Leichenschmaus. Nach Jahr und Tag war alles verbraucht, selbst die Rede des Herrn Pastors, die Gottlieb in der Erwartung, daß sie besonders erhebend und ehrend ausfallen werde, bis zuletzt aufgehoben hatte. Jetzt bekam Gottlieb nur soviel von Grashoff, daß er nicht verhungerte. Etwas viel besseres, als was die Schweine erhielten, war es nicht. Um Licht, Heizung, Wohnung und Bett kümmerte sich keine Seele. Seine Stube wurde ihm genommen, er mußte in eine kalte Kammer ziehen. Der Winter kam. Wenn Gottlieb nicht frieren wollte, mußte er im Bette bleiben. Als es wieder Sommer wurde, und er aufstehen wollte, zeigte sich, daß die Mäuse seine Hosen zerfressen hatten. Geld hatte er nicht, um sich neue zu kaufen, Grashoff fiel es nicht ein, ihm ein Paar zu schenken, und im Dorfe kümmerte sich kein Mensch um ihn. Es fiel nicht einmal auf, daß er mehr als ein halbes Jahr nicht gesehen worden war. Nur der Herr Pastor, der sich damals pensionieren ließ und im Dorfe seine Abschiedsbesuche machte, erinnerte sich des

alten Gottlieb und stieg die Hühnerleiter zu seiner Kammer in die Höhe. Er fand ihn im Bette liegend, nicht krank, aber stumpf. Ein Gespräch wollte nicht in Gang kommen. Gottlieb schüttelte nur mit dem Kopfe und murmelte: So dumm! so dumm! Alles aufgeessen, alles aufgeessen. Nur das kam noch zu Tage, daß er nicht aufstehen könne, weil die Mäuse seine Hosen aufgefressen hätten. Der Herr Pastor ging eiligst nach Hause und schickte dem alten Gottlieb eins von seinen alten schwarzen Beinkleidern. Nun konnte Gottlieb in des Herrn Pastors Hosen wenigstens in der Sonne sitzen und sich wärmen — solange als sie hielten, und das dauerte nicht allzulange. Denn alte Pastorenhosen pflegen einigermaßen lebensmüde zu sein.

Wieder vergingen Jahre. Der alte Gottlieb gehörte schon der Sage an, aber er lebte noch immer. Da kam dem Schulzen, als er seine neue Bevölkerungsliste aufstellte, der Gedanke: Du sollst doch einmal nach dem alten Gottlieb sehen. Denn dem Grashoff traute er nicht viel Gutes zu. Das that denn auch der Schulze, und er fand den alten Mann in einem furchtbaren Zustande, in einer übelriechenden, gänzlich verwahrlosten Kammer, hungernd und frierend unter einem Haufen von Lumpen. So hatte sich der kluge Gottlieb gebettet, der niemand etwas gegönnt und zuletzt den Hof weggegeben hatte, um sich nur ja recht weich zu betten. Der Schulze schlug Lärm. Das sei ja unmenschlich, das sei ja unverantwortlich, und wenn er das dem Staatsanwalte anzeigte, so käme Grashoff ohne Gnade ins Zuchthaus. Grashoff erwiderte, daß er gar nicht die Verpflichtung habe, den alten Gottlieb zu unterhalten. Die Gemeinde müßte ihn übernehmen. Der Schulze antwortete: Jawohl, wenn er es vor fünf Jahren beantragt hätte, aber jetzt müßte er Gottlieben behalten. Und das bitte er sich aus, daß der alte Mann ordentlich besorgt werde, daß er sein Essen und seine Reinlichkeit habe, sonst mache er Anzeige, und dann sollte Grashoff einmal sehen, was komme. — Der Schulze hatte keineswegs das Recht, die Pflege Gottliebs Grashoff aufzuladen, das wußte er auch ganz gut. Aber welcher Schulze versuchte es nicht, seiner Gemeinde zu Recht oder zu Unrecht eine Last abzuwälzen? Die Grashoffs räsonnierten furchtbar. Wenn sie das gewußt hätten, hätten sie sich mit dem alten Kerl nicht eingelassen. Was so ein Mensch überhaupt noch auf der Erde wolle. Ein Strick sei für so einen das Allerbeste.

Acht Tage darauf hieß es, der alte Gottlieb habe sich aufgehängt. In der Scheune hänge er an einem Balken. Sogleich lief die liebe Jugend herzu und belagerte das Scheunenthor. Die Mutigsten ließen sich von den andern in die Tenne drängen und sahen da mit innerm Schauder im Dämmerlichte eine Leiter und die unbestimmten Anrisse von zwei Beinen vor einer halb geschlossenen Luke. Ab und zu kam der Gemeindediener und jagte die Kinder weg, es dauerte aber nicht lange, so waren sie alle wieder da. Im Hintergrunde standen die Nachbarinnen und „weisßagten.“ In der That, wenn es weibliche Prophetenschulen gäbe oder gegeben hätte, so würde man diese Versammlung eine weibliche Prophetenschule haben nennen können. An der Ecke standen die Nachbarn, schoben bedächtig die Pfeifen aus einem Mundwinkel in den andern und sahen sich die Gesichte mit großem Mißtrauen an. Von den Grashoffs war niemand zu erblicken.

Wie ist denn eigentlich der alte Gottlieb die Leiter in die Höhe gekommen? fragte einer von den Nachbarn.

Dazu hatte er ja gar keine Kräfte mehr.

Er muß doch wohl. Ich habe sagen hören, wenn sich die Leute das Leben nehmen wollten, dann setzten sie eine große Forsche dahinter.

Wenn der sich das Leben hätte nehmen wollen, meinte der erste, dann hätte ers schon lange thun können.

Aber wer hätte ihn denn sonst auf die Leiter und an den Balken gebracht? Achselzucken; bedeutsame Blicke nach dem Grashoff'schen Hofe, wo gerade der Herr Gendarm eintrat. Sagen durfte man ja nichts. Die Sache ist auch nie aufgeklärt worden. Aber der Gottliebshof, der so lange ein totes Stück in der Gemeinde gewesen war, kam nun in Verruf. Die Grashoffs wurden von jedermann gemieden. Später haben sie den Hof verkauft und sind weggezogen. Kein Mensch weiß, wohin.

Gottlieb, der mit so vieler Liebe für sein Begräbniß gesorgt hatte, und der es gar nicht großartig genug hatte kriegen können, wurde als Selbstmörder in aller Stille beigecharrt. Kein Mensch geleitete den Sarg, keiner sprach ein Wort. Nur die Träger schauten nach beendigtem Begräbniß in ihre Hüte, was das Vaterunser vorstellen sollte. Auch seinen Lebensbaum würde er nicht aufs Grab bekommen haben, wenn nicht die alte Rose an ihrem Krückstocke zum Herrn Pastor geschlichen wäre und ihn darauf aufmerksam gemacht hätte, der Lebensbaum im Pfarrgarten gehöre Gottlieb und sei für sein Grab bestimmt. So wurde denn der Lebensbaum mit einiger Mühe ausgegraben und auf Gottlieb's Grab gepflanzt. Aber angegangen ist er nicht. Er war schon viel zu alt.



## Der goldne Engel

Erzählung von Luise Gläß

(Fortsetzung)



er alte Stadel schließ an diesem Sonnabendmorgen lange und gut; nicht der leiseste Zweifel beunruhigte ihn. Das war alles wohl berechnet und wohl ausgeführt: sein Ballon würde die Luft durchkreuzen, so sicher wie die Schiffe das Meer.

Hatte er die Probe abgelegt, dann wollte ihn Stadel an einen verständigen Unternehmer verkaufen und mit dem Gelde das Neue fördern, das sich in der letzten Zeit, wo die Arbeit am Luftschiff immer mehr aus seinen Händen in die der Arbeiter geglitten war, in seinem Kopf eingemistet hatte: das Flügelpaar, das dem einzelnen Erdenkind Heimatsrecht zwischen den Wolken geben würde.

Dreimal schon war Karl in das Schlafzimmer gekommen und hatte sich nicht entschließen können, des Vaters Kinderschlaf zu stören. Endlich mußte ers doch thun. Herr Frisch brachte schon zum zweitenmal die Meldung, es seien Fremde in der Apotheke.

Karl mußte, wer die Fremden waren: ein Offizier von der Luftschifferabteilung, ein Erfinder, der schon ein paarmal um das Modell gehandelt hatte, und der Redakteur einer technischen Zeitung — die drei Einzigen, die man zur Probefahrt eingeladen hatte.